

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 40

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

Der Brennermühlshof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Hahn.

(Nachdruck verboten.)

Ein zorniges Gewitter hatte sich soeben ausgetobt. Die Dorfbewohner stellten erleichtert die braungebrannten Köpfe aus dem Rahmen ihrer kleinen Fenster und riefen sich ihre Beobachtungen und Folgerungen in ihrer selbstbewußten, wichtiglugen Art über die Straße. „Ach, ist dös 'n Wetter gwea! Man hat doch g'meint, 'n Himmel zerreißen! — 's denkt mir net, daß i hab' n'n verlegt!“

„Hat's braucht, Andrefel,“ gab der Hagmayerbauer an. „braucht's! Seit dem letzten Vollmond hat's nix mehr regnet! D' Natur war am Verschmachten, und da hat gott halt endlich 'n Einseh'n g'habt.“

Und wie er sah, daß ihn die frische Dirn mißtrauisch anblinzelte, setzte er zu besserer Verständigung hinzu:

„Da gud nauf, da ist's hinzogen, — 's Donnerwetter. Aber'n Heimbodel weg, den Soldaten nach. Ins Unterland!“

Dann sang er jauchzend: „Mein Schatz ist'n Reiter! Judeidel-dideidideidida! — Hahahahaaaa...!“

In urgemütlicher Schallhaftigkeit verschmelzte der alte Junggeselle seine Bosheit mit einer herzlichen Lachsalbe.

„Ach geht, Ihr macht Sprich!“ schrie ihn die Lisbeth an, drehte sich aber hastig auf einem Absatz herum und streckte ihren schönen, etwas sonnengebräunten Hals so weit wie möglich den hocheilenden Wolken zu, um unter dieser Anstrengung ihre aufsteigende Röte zu verbergen.

Vor noch nicht acht Tagen war nämlich Einquartierung im Dorfe. — Rote Männen! Die hatten das sonst so ruhige Bauern-

dörfchen und ganz besonders dessen weibliche Jugendschönheiten in eine nicht geringe, aber begreifliche Aufregung versetzt.

Der alte Delfter-Andrefel aber meinte bestimmt, er habe noch gestern, beim Kartoffelhacken — er hilft nämlich dem Hagmayerbauer bei kleinen Arbeiten noch ab und zu aus —, „ein Paar verdächtige Tränen über der Lisbeth ihre Bädlein fullern sehn“, die nach seiner Behauptung „bald rot, blau und auch bald schwarzleht g'sunklet hätten, und weil der schmude rote Männen g'reiter, der



Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. (Mit Text.)

unmühtige Siebziger trakte sich vergnügt in seinen weißen Hemden und zog den breiten Mund schief, als ob er Schmerzen beim Hält, Lisbeth, — 's Jungvolk kriegt auch's Treiben, wie's Jungfeld! Wenn d' Sonn wieder auferlucht, nimm in der Stuben. Hab' i recht oder net?!

vor sechs Tag drüben aus dem Quartier g'ritten sei, grad 'n schwachen Schnurrbart g'habt hatt', so hatt' er eben denkt, und so...“

Der Hagmayer hörte diesen Diskurs schmunzelnd mit an und ließ seinen Blick stolz und wohlgefällig auf seinem „Hagmalle“ ruhen. So pflegte er seine Einzige zu nennen, wenn er

mal in guter Stimmung war. Doch nun hielt er es an der Zeit, seinerseits herauszupoltern:

„Ob nun grad 's Obedessa von alloi auf'n Tisch kommt, wenn's Mäde bloß no in den höheren Regionen schwabbelt?! — Her mit der Einbrennsuppen und dann nüber in' Stadel, — nach'm Rechten g'schaut!“

„Ujeerl, der Vater hat recht!“

Mit zwei ausgeprobten Sprüngen war sie die kurze Stein-
treppe hinauf. Unter der Haustür drehte sie sich nochmals nach
ihrem „schallhaften Gegenüber“ und zeigte ihm verheißend ihren
Drohfinger, den der Andrejel nur mit einem herzhaften Lachen
quittierte.

Er hatte die kleine dreijährige Lisbeth einmal zwei Stunden
lang auf den Armen getragen, damals, als sie sich in den großen
Heimbodelwald verlaufen hatte und er sie mitten im Reifig-
dickicht, hilflos schreiend vor Angst und Müdigkeit, auffand.
Später hatte er ihr dann für ihren Puppenhaushalt kleine Weiden-
körbchen geflochten, und heute lacht dem Vereinsamten das
alte Herz vor Vergnügen, wenn er sich mit dem jungfräulichen
Blut neden konnte. Daß sie ihm dabei nicht ernsthaft böse würde,
wußte er aus reichlicher Erfahrung.

Nachdem nun die alten Nachbarn noch einige Meinungen
ausgetauscht hatten und der Hagmayerbauer befriedigt hinter
seiner Einbrennsuppen und seinen Schälkartoffeln saß, hatte
eine langjährige Bauernfreundschaft wiederum ihrer selbst-
verständlichen täglichen Pflicht genügt.

Der alte Andrejel aber sah gerade noch, wie die Lisbeth das
Köpfchen mit dem vollen blonden Haarnest trozig zurückgeworfen,
zur Scheuer ging, die allein stehend, mit der Giebelseite gegen die
Straße zu, alle andern Häuser in der Nähe etwas prozig überragte.

Er steckte schmunzelnd sein Pfeisichen in Brand und machte
sich wieder hinter sein beliebtes Wochenblättchen.

Während diesem idyllischen Dorfintermezzo trat auf der
Bürgerhalbe ein junger Mann aus einer Felsbütte, in der er
offenbar Schutz gegen den reichlichen Wasserfegen gefunden hatte.
Den braunen Samthut trozig-led im Nacken, rechte und streckte
er die sehnigen Glieder, als wolle er sie nach der angestrengten
gebückten Stellung in der für einen Mann wie ihn, mit seinen
hundertzweiundachtzig Zentimetern Körperlänge, viel zu niederen,
notdürftigen Hütte, auf ihre weitere Leistungsfähigkeit prüfen.

Mit einem Ruck hatte er sein grünes Rückenbündel herunter-
gerissen, und nun klopfte er mit seinem Knotenstock lässig den
weißen Chausseestaub von Beinleid und Schafstiefeln, während
seine Augen suchend die Anhöhe abstreiften.

Richtig, dort am Wiesenhang, oberhalb des Hohlweges,
lodte ein niederes verwittertes Steinkreuz zu kurzer Rast. Ein
troher Seufzer entfloß der breiten Brust, als er sich niederließ.

Der kräftige junge Mensch auf dem Kreuz, mit dem wilden,
schweißbellebten, rotblonden Lodengewirr auf Stirn und Schlä-
fen, bot, nach dem Gewitter und bei der Abendbeleuchtung, ein
eigenartiges Stimmungsbild, und man hätte sich vor ihm fürchten
können, wenn nicht ein Paar hellblaue, gutmütig leuchtende
Augen würden sein übriges Äußeres Lügen strafen.

Ihn mochte Ähnliches bewegen, denn er saß in stummer Be-
trachtung seiner näheren und weiteren Umgebung versunken,
an der auch sein Gemüt einen reichen Anteil zu haben schien.

Vor ihm erstreckte sich, hinter dunklen Bergwäldern und
grünen Tälern, in seltener Klarheit die lange Kette der schwä-
bischen Vorarl. Da war der Hohenstaufen, die Tied, der Hohen-
neussen, die Achalm. Da konnte man ganz im Süden die blauen
Umriffe der stolzen Hohenzollernburg erkennen, und die Abend-
sonnenstrahlen trieben, in Kameradschaft mit den fliehenden
Wolken, ihr nedisches Beleuchtungsspiel mit den Riesendenk-
mälern einstiger kaiserlicher und herzoglicher Pracht und gewaltiger
politischer Vorgänge. Es war, als wollten sie den Erdensohn
zur Selbstbekenntnis seiner Wichtigkeit zwingen vor der all-
gewaltigen Natur.

Sinkt unter ihm, im Tal, lag, von einem mächtigen Berg-
wald begrenzt, in feierlicher Abendruh das Dörfchen Furt-
mühlbach. Das Ziel seiner dreitägigen Wanderschaft und viel-
leicht — seine neue Heimat!

Er kam vom Bodensee. Im vorigen Herbst hatte er sein
altes Mütterchen begraben, die ihrem Chemann, dem einstigen
Mühlenbesitzer und Bauer Jakob Friedrich Ohwald, nach kaum
sechsjähriger Trennung in Treue gefolgt war. Der Rest der
ehemaligen väterlichen Hinterlassenschaft war pünktlich in Mütter
langer Krankheit und einigen alten Verpflichtungen aufgegangen.

Nachdem er ja den „Abschied“, eine Quittung über „treu
geleistete drei Jahre Grenadierdienste“ von seinem König be-
kommen, und der kalte Winter einem sehr warmen Frühjahr
nun endgültig die Herrschaft abgetreten hatte, nachdem er selbst
es zu guter Letzt durch Fleiß und Arbeit doch noch fertiggebracht

hatte, auf dem kleinen Friedhof den ortsüblichen
Grabstein mit goldener Widmung zu setzen, hielt ihn
zurück, der dringenden Bitte der Frau Basse Christine
und in ihrem kleinen einsamen Haushalt die Zuflucht
die dem Schwestersohn gerne gewährt sei.

Da hatte er denn eines Tages vor Sonnenaufgang
geschnürt. Und nun saß er da, an der Schwelle einer
Heimat, — müde, verarmt, einsam ...

„Verlassen, verlassen, verlassen bin ich!“

So verlor sich sein sonst allzeit heiterer Sinn ins
Nun begann er sich auch erst auf seinen Stein-
solte dieses alte, moosbewachsene Kreuz erzählen?
einen Unglücksfall vor vielen Jahren? Oder gar einen

Da — eben glitten die letzten Sonnenstrahlen
Dörfchen, gefolgt von den leichten Schatten der Nacht.
Hohenneussen blieben sie einige Minuten haften und
die Ruine in silberne Schleier. Das mächtige Gefühl
erlebung und des Reichseins, das nur ganz unem-
Menschen fremd ist, kam über Martin Ohwald. Müde
sein Wanderbündel aufgeschwungen und stand nun vor
einem dankbaren Blick am Horizont, wie ein leibhaftig
— plötzlich mitten in seiner Heimat. Die Berge und
Wald, der Himmel, alle stürzten sie auf ihn ein und
ihn freudig wie einen alten Bekannten, der sich einige
los von ihnen entfernt und nun wieder eingefunden
liebtes Schwabenland!

Ein starkes Glücksgefühl und ungestüme Jubel
ihm den ganzen Körper und drängte sich hinaus.

„Ach, du klarblauer Himmel, wie schön bist du heut,
Wöcht' ans Herz dich gleich drücken, vor Jubel und

Dann schwenkte er lustig seinen Hut in die Luft und
Marichtempo den Weg ins Dörfchen an.

Das Wandern ist des Müllers Lust, das Wa- ande

Am Anfang der Dorfstraße wurden neugierig ein
aufgerissen. Auch der weiße Stachelpopf vom Ded
erschien wieder im Rahmen.

„He, Landsma, woher des Wegs?“

„Grüß Gott, Better! Ich komm vom Bodensee, der hie
Knopf im Portmonai! — Könnt Ihr mir sagen, wie
verwitweten Frau Christine Kern ihrem Häusel komm

„Zur Kernchristel? — Ganz durch, dann links schwe
auf der rechten Seite 's vorleste, mit den grünen
Giebel ist'n Bodshorn!“

„Bergelt's Gott! — Das muß ein schlechter Müller
niemals fiel das Wandern ein — Grüß Gott, schön's
— dem niemals fiel das Wandern ein, das Wa- ande

Unter des Hagmayerbauers kleinem Scheunentor
blondes Mädel und schaut in seltsamer Verwirrung
wilden Handwerksburschen nach, bis er ganz durch war
schwenkt marsch“ machte.

Da schlug der Andrejel sein Fenster zu und murrte
vom vertrackten, wetterwendischen Weibsvolk, das
nimmer einen Bestand hätte.

In das kleine Hänschen mit den grünen Läden, da
Bodshorn am Giebel war mit Martin Ohwald die
gezogen, und in die alte Brennermühle am Heimbodeln
neuer Knecht.

Die Kernchristel habe jetzt doch jemand, für den
alten Tage noch sorgen und beten könne, und nun
nicht wieder fort. Er soll nur gleich morgen beim alten
in der Mühle um Arbeit nachfragen, dem sein Sohn, getru
sei vor zwei Monaten in die Fremde und hätte den Holz
dem großen Mühl- und Sägegeschäft allein gelassen. Iste
niemand, wo der nichtsnußige Gesell sich jetzt täte her aus
und der Landjäger wäre dagewesen und hätte ihn abhoer
da war aber der lustig Vogel schon heidi, — über alle Lis
Wildfrevel oder so was hätte er gemacht. Aber das kimm
von der Gottlosigkeit und dem schlechten Glauben. In-And
möchte nur recht fleißig in die Kirche gehen, daß
nicht passieren könne.

Am äußersten Ende des Dorfes liegt in einer kleinen
dicht am Fuße des Heimbodelwaldes, die alte Brenner-
Ein großes Doppelhaus bildet den Hintergrund des
während links und rechts auf felsigem Dorfprung
Tannentreihen zur Höhe schlängeln, die einem kleinen
gerade noch Raum und Zeit lassen, dem großen Mühl
über Holz- und Steingeröll seine Kraft zuzuführen.

Hier hatte Martin Ohwald für seine Arbeitslust die
mat gefunden. Der alte Brenner fand an dem kräftigen
Gefallen, er hatte ihn gefragt, was er könne, und dam
wenn er auch sonst umgänglich sei, wolle er ihn gern

dem Mahlgeschäft, das bei der geringen Einwohnerzahl bedeutend war, unterhielt, der Brennermüller noch Zeiten recht schwunghaften Holzhandel und hatte zu diesem einen kleinen Sägebetrieb angelegt. Bald hatte er auch seinem neuen Knecht eine recht tüchtige Stütze gefunden. Dann aber, nach einem heißen, arbeitsreichen Tage, gerade zum letzten Schwung ausgeholt hatte und in feierlichen Schritten sich der kühle Abend auf die Mühle senkte, saß er auf dem breiten Brunnenrand im Hof, spielte mit seiner Harmonika die lustigsten Weisen und sang mit angenehmer Stimme die altbekannten Volkslieder seiner großen Heimat. Als er hatte er zu seinem Abendkonzert nur in den schwarzen Mantel eine andächtige Zuhörerschaft, die dann ab und zu recht mit den Zweigen tauschte. Doch bald fanden sich neue Gäste. Bauernburischen ein. Und nun sprach es sich herum. Nach einigen Wochen war es für die Furtmühlengänge von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren zur Gewohnheit geworden, nach Feierabend oder wenigstens am Abend sich beim „Müllermarte“ im Brennermühlhof zu treffen. Lieder oder auch einem kleinen Tänzer zu treiben. „Marte“ dann oft recht fidel zu. Aber keiner im Dorfe konnte die Harmonika erzählen, so freudig die Schnaderhüpfeln singen und die Harmonika spielen wie der Martin. Das trug ihm in manchen verliebten Blick ein aus den schönen Augen und fast ebensoviele drohende Gesichter der Burischen. Aber nicht schien, als ob er neben seinen spitzbübischen Augen der einen oder anderen noch besonders den Hof wurde die liebe Eintracht durch nichts gestört. Im Gegenstande sich bald dieser, bald jener von den jungen Bauern zu Martins Freund, und auch der alte Brenner stand vor der Türe und sah wohlgefällig dem bunten Treiben zu. Und wiegte er sich nach der Musik im Dreivierteltakt von einem zum andern oder stieß ab und zu mal einen kräftigen Brumms. Dann aber laute er wieder mürrisch an seiner Pfeife und brummte zornig durch die Zähne: „Der meinig läßt sich erweisen, so'n Dappschädel!“ Das ganze Dorf gab es nach dem Abendläuten nur eine glückliche Seele, und das war — Hagmayers Lisbeth. Sie hielt gar streng auf frühzeitige Nachtruhe. „Mein Uhr wird die Tür geschlossen“, hatte er ihr einmal ort gegeben. „Dös Nachtschwanz lönn' i grad brauchen!“ wollte sie dagegen tun? Also, das war abgemacht, beim Gehen in der Sache nichts mehr zu erreichen, und die Mutter von so lange tot. Da, als ihre Reugier auf die „schönen Mühlabende“ und den „lustigen Müllermarte“ von einigen schon aufs höchste gesteigert war, kam ihr ein rettender Gedanke. Der Deder-Andresel, ihr alter Freund, mußte ihr helfen. In vielen Betuerungen ihrer harmlosen Absicht hatte sie geklopft. Am nächsten Sonntag nachmittag gingen die beiden einbodelwald, um „Baldmeisterle“ zu suchen, und kamen während der Hagmayerbauer gerade bei der Engelmännin Sonntagschoppen hielt, zufällig am Brenner vorbei. Da ging es heute ganz besonders hoch her. Der Müller hatte Geburtstag und dieses wegen „ein Fäßel geschmissen, — fürs Jungvolk!“ — da schau her, die Lisbeth! Suchhe! Martel, noch'n Dief der rothaarige Siebelermichel. — Proßt Andresel, tut mir

„Flachstöpsle“, rief er ihr zu, „i mein, wir müßten uns kennen!“ Und munter bekam er zurück: „Ma müßt sich halt b'sinnen!“ „Natürlich! Du bist ja das schöne Jungferle, das i bei mein Einzug vor vier Wochen zuerst g'grüßt hab'!“ „Ebbes dran kann wahr sein!“ „Siehst, damals hab' i denkt, — dös wär 'n gut's Zeichen. Und jetzt hat mir doch allweil was g'fehlt! Warum bist net schon längst mal unterkommen?“ „Rei Zeit net! I muß den Haushalt führen, d' Mutter ist nimmer da!“ „O du mein! Und noch so jung!“ „Das verschlägt nix! Aber komm, wir müssen zu den andern!“ Unter der Haustüre steht der alte Brenner. Er zupft an seinem rechten Schnauzbart und kneift das linke Auge zu: „Schad um den! Tüt' zu was Besserem taugen, als zum Weiberzippel!“ Dann nahm er sich in der Stille etwas vor und ging ins Haus. Wie er in seiner Schlafkammer war, schob er den Riegel vor und rüdt, nicht ohne sich vorher vergewissert zu haben, daß man ihn durchs Fenster nicht beobachten konnte, einen schweren Eichen-schrank von der Wand. Eingelassen ins Gemäuer auf starken Holznägeln zeigten sich jetzt zwei schwere Jagds Flinten. Die holte er hervor aus ihrer friedlichen Ruhe. Auf dem Betttrand sitzend ölt und putzt er erst die eine und dann die andere. Dabei knirscht er fortwährend durch die Zähne: „Läßt sich erweisen! So'n Dappschädel!“ Währenddem hatte sich auf dem Hof dem Andresel sein „Märchenschaft von Anno achtundvierzig“ erschöpft, und der Schwarm trat munter den Heimweg an, langsam, in kleinen Gruppen. „Marte, kommst mit zur Engelwirtin?“ rief der Siebelermichel zurück. „Kann sein, i komm nach!“ Unter den letzten ging die Lisbeth; der Andresel war schon im Disput voraus. Gerade, wie sie unter den Tannen aus dem Hof biegen wollte, hielt sie der Martin mit einem geschickten Griff am Handgelenk zurück. „Wart'n tweng, Flachstöpsle! Wie ist's, kommst bald wieder?“ „Kann net, der Vater ist gar streng!“ „Na, weil's grad so selten vorkommt,“ versetzte Martin resolut, — „a Bussel kanstst mir schon dalassen!“ Und ehe sie sich seiner erwehren konnte, hatte sie es weg, daß es im Hof widerhallte. Das war der Lisbeth zuviel. „A so a Redheit!“ Mit einem derben Stoß hatte sie sich befreit, so daß der große, starke Burisch beinahe zwischen die Tannen gefallen wäre. „Daß du's nur weißt, — i bin a anständig Madel! Da derzu such' dir nur a andere aus!“ Nun stand der Martin Ohnwald da und starckte der hübschen Dirne nach, die zornig davonsagte, um ihren alten Andresel einzuholen. Das war ihm noch nie passiert. Zu seinem Glück hatte es keiner gesehen. Dann kratzte er sich verlegen hinter dem Ohr und schlenderte im Arger über seine „Dummheit“ in den Hof zurück. Hier stand schon wieder der Brenner unter der Haustüre und winkte ihm mit zwei gefüllten Steintrügeln zu sich. „Komm her, setz' dich zu mir, Martel, und trink mir Bescheid! Proßt uns beiden! Auf'n gut's Auskommen!“ Eine Stunde später verhallte der erste Glockenschlag auf der kleinen Dorfkirche. Da huschten zwei graue Schatten über den mondbeschienenen Brennermühlhof und verschwanden im Dunkel der Tannen. (Fortsetzung folgt.)

Frau Beckeraths Ahnungen.

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Sie war ein bißchen abergläubisch, sie gab viel auf Träume und Ahnungen. Das war dem Heldenmütigen nicht günstig. Nein, sehr heldenmütig hatte sie sich beim Abschied nicht benommen, Frau Beckerath wußte es selbst. Aber er war ihr Lechter, die beiden anderen waren schon fort, und sie allein wußte, wie waghalzig gerade der Fries war. „Geh, Mutter, mach doch kein so Gesicht,“ bat er schmeichelnd, „du weißt, ich kann's nicht leiden.“ „Ich habe so schlecht geträumt!“ seufzte die Frau. „Schlecht geträumt hat sie — na ja, das ist auch ein Grund, ihrem Jungen den letzten Tag zu verderben!“ „Du wirst sehen, du kommst nach Rußland —“ „Na, denn komm ich nach Rußland!“ „Da wirst du dich schön umgucken —“ „Wieso? Das kann doch ganz interessant sein. Da sieht man einmal etwas anderes —“ „Du nur nicht so! Es wär' dir ja doch nicht einerlei.“ „Ei, was wollt ihr denn machen? Ich geh hin, wohin ich geschickt werde.“ Gutmütig nahm der Sohn die Hand der alten Dame und streichelte sie.

„Gib wenigstens acht, daß du nicht in russische Gefangenschaft gerätst!“ begann die Mutter wieder. Sie konnte ihre Gedanken nicht von den trüben Vorstellungen lösen.

„Ich glaube, bei den Franzosen und bei den Engländern ist die Gefangenschaft gerade auch nicht zu empfehlen“, lachte er. „Im Gegenteil, bei den Russen ist es vielleicht noch besser. In Sibirien wird man gewiß nicht so scharf bewacht, denn wo soll man da hin? Man kennt daselbst weder Weg noch Steg, Ortschaften gibt es nicht auf viele Meilen. Ich bin vollkommen sicher, da darf man frei herumgehen. Das ist doch ganz interessant. So billig kommt man da nicht wieder hin —“

„Hör auf, hör auf! Wenn man dich hört, sollte man denken, es wäre dein Ideal, in russische Gefangenschaft zu kommen.“



Moschee im Gefangenenlager Wünsdorf bei Berlin.
(Mit Text.)

„Aber Mutterchen —“ Fritz hörte kaum noch zu. Verfrohlen schielte er nach der Uhr über dem Büfett. Die Zeit schritt vor; und er hatte doch so zuversichtlich gehofft, die, die er liebte, würde noch kommen, ihm Lebenswohl zu sagen. Es sollte ihm ein gutes Zeichen sein; — wenn sie nicht kam, dann — doch da war sie.

Fritz Bederath sprang auf wie elektrisiert und ging zwei jungen Damen entgegen, die speiben den Wartesaal betraten.

„Wir mußten Ihrem Herrn Sohn doch noch ein paar bringen zum Abschied“, sagte Frau Dr. Braune nach



Zum fluchtartigen Rückzug der Russen bei Warschau:

Russische Geschütze und Ausrüstungsgegenstände auf der Rückzugstraße gen Osten. — Phot. Sennecke

berland, war auch sehr hübsch, aber viel stiller. Die Frau Braune wohl nur mitgebracht, um nicht allein zu sein. Es wurde Zeit zum Einsteigen. Nun nahm Fritz Arm seiner Mutter.

„Also, nun mach dir keine Gedanken; du weißt, ich bin dein Sonntagstind“, redete er ihr zu.

„Ja, wirklich?“ fragte Gertrud Braune neugierig. „Ich noch gar nicht gewußt —“

„Aber wie oft haben Sie mich einen Glückspilz genannt“, erwiderte er lebhaft. „Tatsächlich ist es mir ja auch immer sehr gut gegangen. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einmal kein Glück haben sollte —“

„Pst!“ machte Frau Dr. Braune, „das beruht man nicht —“

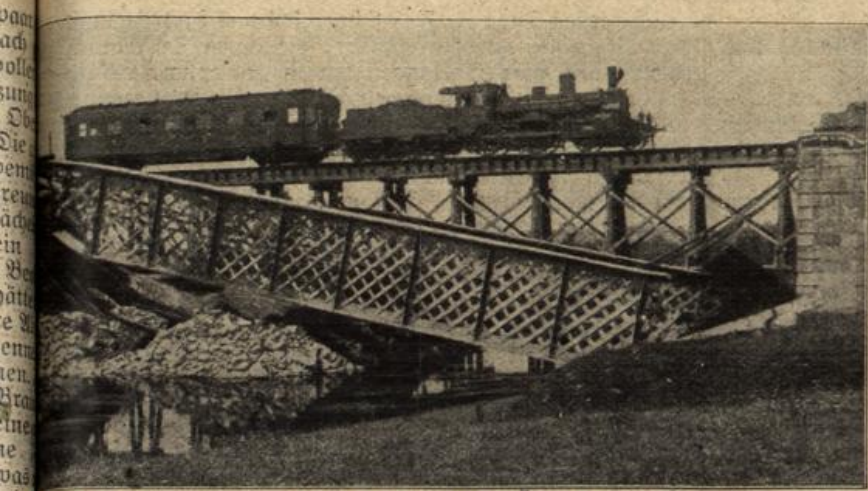
Er wollte sich totlachen. „Sie — auch? Sie sind aber gläubig?“

„Das sind wir doch alle. Sie ebenfalls. Sonst würden Sie nicht darauf pochen, daß Sie ein Sonntagstind sind!“

„Nun also! Wenn Sie einmal hören, daß mir ein Schmerz widerfahren ist, dann können Sie annehmen, Stern im Sinken ist. Das ist auch ein Aberglaube von



Französischer Minenwerfer für schwere
Nach der französischen Zeitschrift „L'Illustration“



von den Russen zerstörte Brücke in Polen, daneben die von deutschen Pionieren hergestellte Ersatzbrücke.

Frau Bederath konnte es kaum ertragen, in ihrer trüben Stimmung das leichte Gepolde mit anzuhören. Immerhin kam die Anwesenheit der jungen Damen über den Abschied fort. Ihr war es gewesen, als ob mit dem Ausrücken der Angsten alles zu Ende für sie sei. Am nächsten Tages las Frau Bederath in der Zeitung, daß Frau Dr. Braune sich wieder verheiratet hatte; kriegsgetraut mit einem Mann. O Gott, wie furchtbar! Das war doch der Schmerz, vor welchem ihr Junge sich fürchtete — nun würde er selbst denken, das Glück habe ihn verlassen!



Hr. Kriegsfreiwilliger, des Eisernen Kreuzes (Mit Text.)

Wederfahren würde. Sie saß sich in Angst, kaum sie den Brief zu öffnen. „Ich habe ich gehabt, liebe Mutter,“ „Wir wurden von St. M. fortgenommen, die Franzosen dort einen Durchbruch veranlaßten. Die uns ablösten, schwer gelitten. Ich habe noch die Nachricht von Braunes Wiederkehr erhalten, die



Salvatore Barzilai,

der neue italienische Minister, wurde zum General-Kommissar für sämtliche eroberte Gebiete ernannt.

an? In seiner Mutter lebte der feste Glaube, daß ihr Sohn aus dem Osten

Als ihre Vorsätze wurden über den Haufen geworfen, als sie nach einiger Zeit in der Zeitung die Verlobung von Herta Haberland las. Fast gleichzeitig traf die Nachricht von der schweren Verwundung ihres ältesten Sohnes ein. Die geängstigte Frau brach fast zusammen unter der Last der Sorgen. Das Unheil, das sie so lange gefürchtet hatte, nahm seinen Lauf. Man sagt ja immer, daß ein Unglück selten allein kommt. Von Fritz fehlten seit Wochen alle Nachrichten. Wer konnte wissen, ob er überhaupt noch lebte! Und wenn er erfuhr, daß das geliebte Mädchen sich einem anderen verlobt hatte, war es aus mit ihm, dafür kannte sie ihren Fritz.

Eines Morgens klingelte es ganz früh; das ganze Haus schlief noch, die Lina an der Spitze natürlich. — Frau Bederath schlüpfte in ihren Schlafrock und öffnete selbst. Da stand Fritz vor ihr, gesund und vergnügt, und wie immer — sehr hungrig.

mich sehr erfreute. Sie ist doch nun einmal Fraulein Haberland's beste Freundin — Mutterchen, wie gefällt die Dir? Die wird nämlich Deine Schwiegertochter, wenn ich wiederkomme. Und ich komme wieder, daran glaube ich fest.“

Frau Bederath rief sich zur Ordnung. Wo war nur ihr Gottvertrauen gewesen in dieser schweren Zeit? Der liebe Gott half ihr, ohne daß sie es verdiente. Wie war sie kleingläubig gewesen! — Aber nun sollte es wieder anders werden, sie wollte seine Hand nicht loslassen!



Der neue französische Stahlhelm.

Phot. Berl. Illustr.-Ges.



Waldfriedhof in den Vogesen, 1000 Meter vor der gegnerischen Front. Hoffphot. Eberth, Kassel.

„Wo kommst du denn her?“ fragte sie glücklich.
„Direkt aus Rußland, kleines Mutterchen!“ lachte er und schloß sie in die Arme.

„Ja, hast du denn Urlaub?“
„Ich habe einen Transport zu leiten gehabt, und da bin ich mal ein bißchen herübergefahren. Ich möchte mich rasch verloben.“

„Ach, du armer Bub!“ Ganz blaß war die Mutter geworden, und Tränen standen in ihren Augen.

„Ja, was ist denn? Warum weinst du denn?“ Der Sohn war ehrlich erschrocken.

„Daß ich dir das sagen muß,“ stöhnte die alte Frau, „die Hertia Haberland hat sich ja neulich mit einem andern verlobt!“

Fris Bederath lachte schallend. Er konnte erst lange Zeit gar nicht sprechen. Endlich brachte er heraus: „Ja, natürlich mit einem andern! Ich will ja doch die Thea heiraten.“ Er lachte aufs neue.

Die Mutter griff sich an den Kopf. „Das wußt' ich gar nicht, daß da auch noch eine Schwester ist — o Gott, was hätte mir das für Aufregungen erspart, wenn ich das gewußt hätte!“

„Siehst du, Mutterchen, du hättest doch auf mich mehr hören sollen: mit den Träumen und Ahnungen hast du kein Glück!“

Selig streichelte sie seinen Arm. Sie sagte kein Wort — man muß ja nicht alles sagen, was man denkt, besonders nicht zu seinen Kindern. Aber nun wollte sie ernstlich sich nur auf den lieben Gott verlassen!

Und wer die Lieb' hat ausgesungen . . .

Von E. Fries.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug stand zur Abfahrt bereit. Ganz so hoch wie in den unvergeßlichen Augusttagen gingen die Wogen des Überchwangs nicht. Die Begeisterung war von einem gehaltenen Ernst durchdrungen. Es war doch schon zu viel Trauriges geschehen. Das mußte den Oberflächlichsten zum Nachdenken stimmen. Die frischen Jungens, die da nach dem Westen befördert wurden, machten frohe Gesichter. Die vornehmen Mädels waren auch alle so nett mit ihnen, machten Späße und bedienten sie; kein Wunder, daß sie lustig waren.

In der Tür eines Abteils zweiter Klasse lehnte Hauptmann von Voiges. Um ihn flümmerte sich kein Mensch. Er war verwundet gewesen und kehrte jetzt an die Front zurück. Seinen Bekannten und Verwandten hatte er Tag und Stunde der Abreise verschwiegen — wozu der Aufzug? Ja, wenn er eine Frau hätte! Aber der Anschluß war scheinbar ein für allemal verpaßt! Nun, im letzten Augenblick tat es doch weh, so unbeachtet fort zu müssen.

Das heißt: Da vorn die Blonde, die hatte ihn bemerkt. Die wußte auch genau, daß er nach ihr hinsah. Man ist ja nicht umsonst jahrelang „Löwe“ in einer kleinen Stadt gewesen. Da übt sich das. Wie's die Mädels machten, ohne einen Blick hinzuwenden, immer genau Bescheid zu wissen, wenn sie einem gefielen, das allerdings würde ihm ein ewig undurchdringliches Geheimnis sein.

Verstimmt sah er nach der Uhr. Da läßt so was die schöne Zeit vergehen, als ob der Zeiger nicht unerbittlich vorrückt! Noch drei, vier Minuten, dann war's vorbei. Aber sie unterhielt sich immer lustig mit den Soldaten, obwohl man ihr die ganz vornehme Dame doch ansah. Da, jetzt wurde sie angerufen; weiter hinten im Zuge wollte man noch etwas zu trinken haben. Sie mußte mit ihrem Tablett bei ihm vorbei. Sie hob die Augen zu ihm — Donnerwetter, nochmal, das war ein Blick! Der Hauptmann grüßte tief, sie dankte mit leisem Lächeln. Vor dem Abteil, in das sie den Kaffee hineinreichte, blieb sie stehen. Ja, hatte denn das Weib kein Herz im Leibe?

Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Als der Hauptmann in Hörweite der Dame kam, sagte er vorwurfsvoll: „Und für mich haben Sie gar nichts?“

Sie stutze den Bruchteil eines Augenblicks. Dann nahm sie ein kleines Buch und reichte es ihm, indem sie ein paar Schritte neben dem Zug herging. Ganz tief senkte er seine Augen — seine berühmten Augen! — in die ihren. Er sah noch, wie sie rot wurde und winkte, dann entschwand sie seinem Blick.

Wie verzaubert starrte der Hauptmann auf das Buch in seiner Hand. Dann schloß er die Augen. Wundervoll, nach langer Zeit einmal wieder die süße Unruhe zu spüren, die ihm früher in seliger Leutnantszeit so geläufig war! Zug um Zug versuchte er sich das holde Frauenbild zusammenzusetzen, das ihm dies leise prickelnde Gefühl verursachte, für das er sich schon zu alt geglaubt hatte. Als er einsah, daß es nicht gelang, ihre schönen Züge zurückzurufen, rückte er sich zurecht und besah das Buch. Halt, da stand ihr Name! Thea Brentendorff, Heinrichshorst. Das klang nach Rittergut. Man würde ihr schreiben können. Befriedigt schob der Hauptmann das Buch in die Tasche.

Die ersten Tage im Felde brachten viel Anstrengung. Den Franzosen zuvorkommen, die einen Durchbruch wagten. Aber dann, nach tagelangen harten Kämpfen, als die Friede fürs erste zur Ruhe gebracht waren, schrieb Hauptmann Voiges seine erste Karte. Wie ein verliefener Primaner zählte Tage, bis Antwort kommen konnte. Und sie kam richtig, so es unter den obwaltenden Umständen möglich war. Nur die Worte, ganz förmlich, so wie es zu der Erscheinung des Hauptmanns im Wachen und im Träumen vorschwebte, wagte einen weiteren Vorstoß. Er schrieb einen Brief. Kurztätig, forsch! Darin hatte er Übung. Man konnte fast von der Schast sprechen. Die Angebetete blieb zunächst bei den Worten. Aber es ließ sich nicht verkennen, daß auch ihr Ton ein wärmer wurde. Voiges ging herum, von Glück getragen.

Dann kamen die heißen Kämpfe von La Bassée. Die Pagnie des Hauptmanns von Voiges litt ehr, und er selbst schwer verwundet. Als er im Lazarett zuerst wieder zu Besinnung kam, galt sein schmerzliches Bedauern nur der Thea Brentendorff, die er nun wohl doch nicht würde machen können.

An Schreiben war einstweilen nicht zu denken. So besah sich der Kranke mit Träumen, die von einer schmerzvollen Zeit waren. Ganz leise raunten Hoffungsstimmen allerlei volle Möglichkeiten. Erst nach Wochen erfuhr er, daß das Bein wohl doch noch würde abnehmen müssen. Nun seine Stimmung in jähe Verzweiflung um. Zu Ende alles das Leben lebenswert macht — ein Krüppel ohne Beruf hatte der noch zu hoffen?

Er wurde nach Wiesbaden überführt, um dort in dem Lazarett operiert zu werden und seine Heilung abzuwarten. Er schrieb er zum ersten Male wieder an Thea Brentendorff. Statt der zarten Briefchen voll verhaltener Glut wurde es ein ernster Bericht des großen Mißgeschicks und ein wehmüthiger Abschiedsgruß. Er rechnete auch gar nicht nach, wann Nachricht kommen könnte. Es war ein Traum — ein schöner — und es mußte ein Traum bleiben.

Mitten in seinen trüben Gedanken wurde ihm Bescheid. Ein Herr trat ein, doch schien er draußen noch mit zu sprechen. Wie ein alter Bekannter trat er an das Hauptmanns und schüttelte ihm die Hand. Dann lachte er einer kleinen Verlegenheit in der Stimme.

„Brentendorff“, stellte er sich vor.

Der Herzschlag setzte bei Voiges aus. Er brachte kein über die Lippen.

„Meine Damen sind auch hier. Sie wollen Ihnen noch „Guten Tag“ sagen. Ich muß nur vorher etwas aufpassen.“ Er räusperte sich, dann lachte er freimüthig. „Ach was, Ihnen die Sache schonend beibringen — aber wir sind keine Kinder, nicht wahr? Also, die Dame, die Ihnen damals gab, war meine Frau.“ Er hielt inne, denn der Herr hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht. Der Besucher sah, daß es den Kranken doch wohl angriff, denn er blaß geworden. Jetzt drängte Voiges selbst zur Fortsetzung.

„Sie hat sich einen Scherz mit mir gemacht?“

„Sie nicht,“ lächelte Brentendorff, „denn sie war gar zu Hause, als Ihre erste Karte kam. Da aber meine Schwester ebenso heißt — ich habe nämlich eine Cousine geheiratet,“ antwortete sie, ohne zunächst den Zusammenhang zu verfolgen.

Die Tür ging auf. Der Chirurgen kam mit den beiden Schwestern herein. Sie begrüßten den Hauptmann wie alte Bekannte. Gesellschaftliche Gewandtheit ließ keine Verlegenheit aufkommen. Die Schwester war auch ein sehr schönes Mädchen, wie man mit Kennerblick feststellte; ein wenig zu frische Farben, als mochte nur eine Folge der immerhin eigentümlichen Stimmung sein. Das schadete ihr auch nichts, denn wenn man so redete, war's doch ein starkes Stück!

„Sagen Sie mal, verehrter Herr Hauptmann,“ unterbrach da der Chirurgen die rasche Gedankenfolge des Leidenden, „setzen Sie denn da für Mären in die Welt? Ihnen würde Bein abgenommen? Ja, wie kommen Sie denn darauf?“

Voiges war starr. Kaum war er imstande, zu antworten.

„Es ist mir in Grandpré gesagt worden“, stotterte er.

„Ich denke ja gar nicht daran“, rief der alte Herr.

„Sie werden noch den Vortänzer bei Hofe machen, wenn's lang't wird!“

„Na, wenn auch das nicht gerade“, sagte der Herr, „denn die neue Gemütsbewegung die Gedanken in totem durcheinanderjagte.“ „Ich bin ja schon mit viel weniger zufrieden.“ Er schloß einen Augenblick die Augen, wie um sich zu sammeln. Als er sie wieder aufschlug, fiel sein Blick auf die Schwester Herrn Brentendorff.

feierliche Stille lag über dem Raum. Man verklärte ein Lächeln voll Mut, Hoffnung und Zuversicht die Züge des Leidenden.

Schätze auf dem Meeresgrund.

Von Alfred Nello. (Nachdruck verboten.)

Ein jüngerer Kopf hat einst das Wort geprägt: „Das Geld liegt auf der Straße.“ Wem das Glück hold ist, der findet den Weg zum Wohlstand oder Reichtum im Vorübergehen; nicht nur auf der Straße, sondern im ganzen Weltall sind unermessliche Reichtümer verborgen, die wir nur durch Nutzung von Millionen oder gar nicht nutzbar machen können. So lagern unermessliche Schätze auf dem Meeresgrund. Das Meer selbst gibt uns in seinen Millionen von Lebewesen, die teilweise zur Nahrung dienen, die Möglichkeit, im Handel wertvolle Reichtümer zu erlangen; jedoch ebenso beharrlich das Meer von ihm verschlungene Schiffsgüter fest, um sie nicht freizugeben. Wer diese versunkenen Schiffe samtlich heben könnte, würde sich unermesslich reich machen können. Die Meereswogen hüten seit Jahrhunderten an Geld- und Goldeswert. Im Oktober 1799 strandete auf der Insel Terchelling an der holländischen Küste das Segelschiff „Lutine“. Es hatte an Bord 330 Barren Gold, 179 Barren Silber und 2 1/2 Millionen Mark in geprägtem Gelde. Insgesamt hatte die Ladung einen Wert von 24 Millionen Mark. Holland hat alsbald, die Schätze zu retten, aber das Meer hatte es nicht mit so gewaltigen Sandmassen umgeben, daß es leicht war, auch nur einen Pfennig von den aufgestapelten Schätzen bergen zu können. Später versuchten englische Taucher, die Schätze zu heben. Es wurden nach fünf mühseligen Versuchen zwei Millionen Mark dem Meere abgenommen. Aber im Jahre 1822 gelang es, 22 Millionen auf dem Meeresgrund, fest im Meeresgrund. So ruhten diese Schätze fast hundert Jahre auf dem Boden der Nordsee. Da kam im Jahre 1909 ein französischer Ingenieur namens Lave auf den Gedanken, einen Tauchapparat zu erbauen, der aus einer Anzahl Rohre besteht, die die Sandmassen um das Schiffswrack ziehen. In 24 Stunden vermag dieser Apparat, der auch Arbeitskammer für den Taucher besitzt, 40 000 Tonnen aufzusaugen. Aber man arbeitet schon seit ungefähr drei Jahren an der Hebung dieses Millionenreiches, und selbst, wenn man das Schiff freizulegen, fragt es sich noch, ob die Meereswogen nicht Tausende der Geldstücke auf dem Meeresboden im Laufe der Jahre verstreut haben. Dann beginnt für den Taucher eine neue und mühselige Arbeit, den Meeresboden nach diesen Schätzen abzusuchen.

Ein ähnlicher Versuch unternahm im Jahre 1910 eine Expedition von Neuschottland aus. Sie wollte einen in der Bucht ruhenden Schatz einer hier vor hundert Jahren versunkenen spanischen Galeere heben. Es war bisher jedoch nicht gelungen, der starken Meeresströmungen nicht möglich, an das Geld zu gelangen. Fünf Millionen Geldeswert ruhen jetzt auf dem Grunde des Huronsees als Ladung eines Dampfers, der hier bei einem Schiffszusammenstoß im Jahre 1865 mit 115 Personen unterging. Von einer sagenumwundenen Goldflotte, die in schwedischer Zeit bei Reval auf dem Meeresboden versank, hoffen kühne Taucher immer noch Schätze zu finden. Man hat im Jahre 1910 vergeblich nach goldenen Reichtümern gesucht, von denen man sich erzählt, daß der Rumpf jenes Schiffes aus purem Golde bestehen würde. Der größte Schatz birgt das Meer in der Bucht von Vigo, wo die Spanier während einer Seeschlacht die Summe von 2 Millionen Mark ins Meer versenkten, um sie nicht den Engländern preiszugeben. Diese Summe brachten die Spanier aus Mexiko in die Kolonien mit. Bisher konnte man von diesem Schatz nur 6 Millionen retten.

Bei diesen Vergungsversuchen ist es einzig und allein der Mut des Tauchers, der zu einem Erfolge führt. Es gehört Mut dazu, sich in bedeutende Meerestiefen hinabzulassen. Länger als 25 Minuten kann ein Taucher unter dem Wasser verweilen, und viel gefährlicher als der Aufstieg ist der Aufstieg ans Tageslicht. Die Meereswogen üben Druck, der 50 bis 80 Pfund auf den Quadratzoll beträgt, auf den Körper aus. Darum darf der Aufstieg nur ganz langsam geschehen, sollen die Blutgefäße der Wogenlast standhalten. Die größte Meerestiefe erreichte der englische Taucher Catto mit 210 Fuß. Um wieder ans Tageslicht emporzukommen, brauchte er eine reichliche Stunde, denn ein plötzliches Emporsteigen hätte ihm durch Zerreißen der Blutgefäße den Tod gebracht.

Die Arbeit der Taucher hat jedoch auch wiederholt den Nutzen

gehabt, daß größere Summen den Meereswellen entzogen werden konnten. Goldbarren im Betrage von 1 1/2 Millionen Mark konnten durch Taucherarbeiten aus dem spanischen Schiff „Alphonso XII.“ entnommen werden, das bei den Kanarischen Inseln gestrandet war. Mit dem Untergang des englischen Dampfers „Oceana“ waren 15 Millionen Mark verloren gegangen, hätten die Taucher nicht einen Teil der Goldschätze aufgefunden. Es handelte sich hierbei um die schwierige Aufgabe, im Schiffsinnen die Kapitänskajüte aufzusuchen, alsdann in einer Schuttlade den Schlüssel zum eisernen Geldschrank zu finden und diesen zu öffnen. Da hieß es, sich den Weg über Trümmer und durch dunkle Gänge bahnen, und wenn man glaubte, dem Ziele nahe zu sein, warf eine tödliche Meereswoge die Goldsucher wieder zurück, so daß die Arbeit von neuem beginnen konnte. Mit jedem Handels- und Passagierdampfer, der sein Grab in der Meeres-tiefe findet, gehen auch zugleich Millionenwerte an Schiffseigentum, an Frachtgut und Eigentum der Passagiere verloren. Auf 350 Millionen Mark bewertet man die Schiffsverluste in den letzten Jahren. Auf allen Meeresgebieten hat der Meeres- und Wettergott sich von den Schiffen seinen Tribut zahlen lassen, und trampschaft hält er diese Millionenwerte fest, um sich durch die Unerforschlichkeit der Taucher nur mühsam einen geringen Teil wieder abringen zu lassen. Am hartnäckigsten hütet das Meer die Schätze der „Titanic“, die für immer, unerreichbar für des Menschen Hand, auf dem Grunde des Meeres lagern.

Wiederum besitzt das Meer aber auch Millionenwerte, von denen wir nach unserem Wunsch und Willen zur Genüge empfangen können. Perlen, Korallen, Muscheln und Seetiere aller Art erhalten die Menschen von ihm zum lohnenden Erwerb. Aber viel höher sind die Summen zu schätzen, die das Meer alljährlich in seine Tiefen zieht. Jahrhundertlang bereitet es ihnen ein stilles Grab, dessen Entdeckung nur einem Zufall zu verdanken ist, wie vor fünf Jahren das Auffinden eines gestrandeten Schiffes an der Ostküste von Tunis, das eine Ladung kostbarer griechischer Kunstgegenstände aus Marmor enthielt und demnach über 1900 Jahre unentdeckt geblieben ist. Wenn auch durch unsere modernen Sicherheitsvorrichtungen heute jedem Unglücksfall auf der Seefahrt nach Menschenmöglichkeit vorgebeugt wird, so kann trotzdem der launische Gott Neptun seinen Dreizack mit solcher Heftigkeit schwingen, daß die Wellen die stolze Schiffslast verschlingen. Aber das Gold auf dem Meeresgrund ist schwerer zu finden wie das auf der Straße, denn das Wasser hat keine Ballen, und oft müssen hohe Kapitalien aufgewendet werden, ehe man an eine Bergung der gesunkenen Schätze denken kann, die auch dann vielleicht nur zum Teil wieder gehoben werden können.

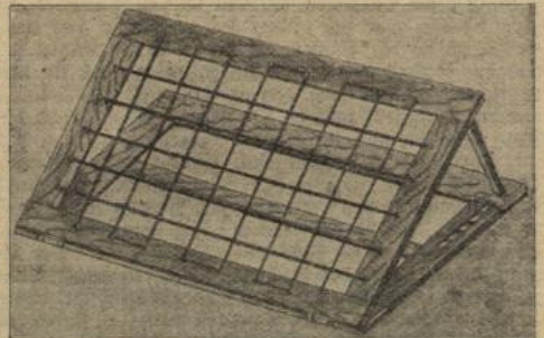
Sinnspruch.

Schlürfst du des Lebens Freudenwein — Halt ein!
Triffst dich des Lebens Sturmgebraus — Halt aus! D. Bromber.

Fürs Haus

Verstellbare Keilkissenstühle.

Viele kranke Krieger müssen mit dem Kopf hochliegen. Dafür genügt dann die Stärke des Keilkissens nicht, und man sucht bei der Hauspflege das Kissen durch Unterlegen von Tüchern, Kissen usw. auf die erforderliche Höhe zu bringen. Besser würde diesem Zweck eine verstellbare Stütze dienen, wie sie in Krankenhäusern verwendet wird, wie man sie in einschlägigen Geschäften kaufen, sich aber auch mit Hilfe des Hausstischlers selber und billiger herstellen kann. Man läßt sich, wie aus der Abbildung ersichtlich, zwei einfache Holzrahmen in der Breite des Keilkissens anfertigen und beide Rahmen an der einen Langseite durch zwei Scharniere miteinander verbinden. Der untere Rahmen erhält zudem eine flache Querleiste, in den oberen werden Löcher eingebohrt, mit deren Hilfe man den Rahmen kreuzweise recht stramm mit Schnur oder Bindfaden bespannt. Um den Rahmen nun beliebig verstellen zu können, erhält der obere an den beiden freien Enden noch je eine Stütze mit Scharnier, der untere schräge Einbringungen, in welche die Stützen eingreifen. Mit Hilfe dieses Rahmens kann man dem Kopfkissen jede beliebige Höhe geben, was sich auch in Zeiten der Konvaleszenz als sehr angenehm für den Patienten erweist.



Unsere Bilder

Der Einzug des Prinzen Leopold von Bayern in Warschau. Der Oberkommandierende der 9. Armee zog in Begleitung des Herzogs Ernst Günther, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und zahlreicher hoher Offiziere in die Hauptstadt Polens ein. Auf dem Sächsischen Platz, vor der prunkvollen Alexander-Newsky-Kathedrale, nahm der Prinz die Parade ab und überreichte dann persönlich den Mannschaften, die sich besonders verdient gemacht hatten, Eisene Kreuze. Hierauf bezog Prinz Leopold in dem alten polnischen Königschloß Belvedere Quartier und empfing dort eine Abordnung, die die Ergebnisse der Stadt zum Ausdruck brachte.

Die Moschee im Gefangenenlager Wandsdorf bei Berlin. Im Gefangenenlager Wandsdorf bei Berlin, das den kriegsgefangenen Mohammedaner als Unterkunftsstätte dient, ist vor kurzem eine Moschee, ein Gotteshaus für die Anhänger des Islams, ihrer Bestimmung übergeben worden. Das dortige Mohammedanerlager, das von dem Russen-, Franzosen- und Belgierlager streng getrennt ist, beherbergt etwa 4000 Mohammedaner: Araber, Indier, Marokkaner, Sudan- und Senegalneger, die an der Westfront von den deutschen Truppen gefangen genommen wurden. Um ihnen Gelegenheit zu einem geregelten Gottesdienst zu geben, ist diese Moschee errichtet worden, die die Form eines Sechseckes hat, mit einem schlanken, weithin sichtbaren Minarett davor. Das Gebäude erhielt einen weiß und grau gestreiften Anstrich.

Ein 70-jähriger Kriegsfreiwilliger Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Schlächtermeister Huß, der seit 40 Jahren in Helsingborg in Schweden lebt, trat bei Kriegsausbruch bei demselben Regimente ein, bei dem er schon 1870 für sein Vaterland gekämpft hatte. Huß nahm an der Eroberung von Antwerpen und an mehreren Gefechten um Osnabrück teil und ist nun mit dem Eisernen Kreuz geschmückt nach Helsingborg zurückgekehrt.

In der Desinfektionsanstalt des Reservehospitals zu Leipzig in Mähren. Schwestern, die beim Reinigen der Leute behilflich sind, werden mit einer besonderen Tracht bekleidet, deren Beschaffenheit die Übertragung von Ungeziefer unmöglich macht.



In der Desinfektionsanstalt des Reservehospitals zu Leipzig in Mähren. (Mit Text.)

Allerlei

— Dame: „Sagen Sie, Herr Berger, ist es nicht sehr schwer, ein bekannter Maler zu werden?“ — Maler: „Wenn man immer die Leinwand, Pinsel, Farben, Rahmen und die nötige Gönnerschaft hat, dann ist es nicht allzuschwer.“ — Dame: „Ja, aber man muß doch auch Talent haben.“ — Maler: „Nun ja, manchmal schadet das ja nicht.“

Laß deine Ausgaben nicht deine Einnahmen übersteigen! Bei den heutigen Zeiten ist es nicht leicht, Maß in allen Dingen zu halten. Und doch: bei einiger Schärfe gegen sich selbst, allen Egoismus beiseite gelassen, geht es sicher. Nur richtig rechnen gehört dazu. Nichts kaufen, bevor nicht das Geld dazu vorhanden ist. Stets alles, was man einkauft, bar bezahlen. Keine Schulden machen. Sie sind leicht gemacht — aber schwer, sehr schwer bezahlt. Auch keine unnützen Sachen einkaufen! Beschränke deine Ausgaben auf das wirklich Notwendige und lämmere dich nicht darum, was sich andere leisten können, von denen du nicht einmal weißt, ob sie die Sachen, die dir so in die Augen stechen, auch bezahlt haben. Rechne mit deinen Ausgaben so, daß sie nie deine Einnahmen überschreiten, und freue dich an dem, was du dir kaufen kannst, ohne mit andern Leuten Vergleiche zu ziehen. Dann wirst du stets einen klaren Kopf behalten und zufriedenen Herzens sein. — M. W.

Zur schützenden Jungfrau. Ein namhafter Baumeister, ein Italiener, erhielt im Jahre 1554 von dem Zaren Iwan dem Schrecklichen den Auftrag, zum Gedächtnis der Eroberung der Provinz Kasan in Moskau eine Kirche zu erbauen, welche den Namen „Zur schützenden Jungfrau“ erhalten und alle vorhandenen an Pracht überbieten sollte. Der Baumeister durfte es nicht wagen, eines der herrlichen Bauwerke seiner Vaterstadt Florenz zum Muster zu nehmen; er sah sich vielmehr genötigt, etwas Selbständiges zu erfinden, um vor dem rohen Despoten Beifall zu finden, und so baute er denn die wunderliche Kirche, welche noch heute die merkwürdigste unter den dreihundert Kirchen Moskaus ist. Aus ihrem Dache erheben sich sieben groteske Kuppeln, jede von verschiedener Gestalt und Farbe, die täuschend so aussehen wie rote, grüne, blaue, gelbe Farnenapfen, Zwiebeln, Kürbisse, Melonen, Ananas und andere Früchte. Über dieses Bauwerk sprach Iwan seine außerordentliche Zufriedenheit aus und schenkte dem Baumeister einen großen Sad voll Goldstücke, als derselbe nach Beendigung des Baues sich bei ihm verabschieden wollte, um nach Italien zurückzukehren. Dann aber sagte er zu ihm: „Damit du dich nicht verführen läßt, in Italien einen

ähnlichen Prachtbau aufzuführen, so sollen dir vor deiner Abreise die Augen ausgestochen werden.“ — Vergebens versicherte der Künstler, daß niemals einfallen würde, die Residenz der kunstfertigen Mediceer mit ähnlichen Kirche zu schmücken; er wurde geblendet und lebte als blinder noch lange in Moskau. Sein Vaterland Italien hat er nie wieder besucht.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im Oktober. Immer noch wartet der furchtbare Winter viel Arbeit. Jetzt muß sie hauptsächlich darauf bedacht sein, für den Winter einzusammeln. Da das Obst für die Ernährung und Gesundheit der Menschen eine große Bedeutung hat, empfiehlt es sich, die Winterzeit einen nicht geringen Vorrat anzuschaffen. Zunächst muß Obst in einem kühlen Raum nebeneinander gelegt werden; erst wenn es kalt wird, kann es in den Keller gebracht werden. Mit dem Konsum darf die Hausfrau noch nicht aufhören. Ja, jetzt gibt es ja erst Zwetschen, Äpfel und Kirschen und nun muß das Obst gefocht, gedörrt und eingemacht werden. Außerdem gibt es jetzt Äpfel, Preiselbeeren und Kürbis, die alle des Einmachens harren. Hinsichtlich des Kürbisses ist zu bemerken, daß der faserige Feldkürbis eingemacht werden darf. — Für den häuslichen Konsum kommt jetzt besonders der Kürbis in Frage. Es ist ratsam, beim Einkauf einer Gans nicht billige Preise zu zahlen, denn billige Gänse sind meist wertlos. Es muß auch darauf geachtet werden, daß die Gans schön weiß und zart aussieht; die Flecke verraten nichts Gutes. Außerdem sind Aale, Forellen, Hechte, Karpfen, Steinbutt, Schellfisch, Dorsch, Kaviar zu empfehlen. Als Gemüse kommen jetzt hauptsächlich Zucchini, Kürbisse, rote Rüben, Kohl, Fenchel und Sellerie in Frage. — Zu Ende des Monats müssen die Wohnungen regelmäßig geheizt werden. Da die Hausfrau darauf zu achten, daß die Heizung ordnungsmäßig geschieht. Infolge des Heizens kommt es oft vor, daß die Zimmertapete in der Nähe des Ofens abplatzt und wieder angeklebt werden muß. Um ein weiteres Abplatzen zu verhindern, empfiehlt es sich, den Kleister mit Dextrinpulver zu vermischen. H. B.

Der Zuckerkirschenbaum ist ein eigentlicher Gebirgs-Obstbaum. In der Schweiz steigt er von allen Obstsorten am höchsten. Er gedeiht noch bei 1500 Meter Höhe. **Durch unreines Wasser** kann die Milch einen unangenehmen Beigeschmack erhalten; auch ihre Haltbarkeit kann dadurch beschränkt werden. Wenn Milch schon nach ein paar Stunden verdirbt, so ist oft schlechtes Trinkwasser daran schuld.

Palindrom.

Ich lebe in dem Tropenland.
Gibt du die Zeichen umgeändert,
Dann bin ich in dem deutschen Land
Dir als ein Nebenfluß bekannt.
Julius Feld.

Geographisches Rätselspiel.

A	A	D	E	E	E	F
H		L		M		R
H		L		N		T
I		L		O		U
I		L		R		U

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen ergeben:
1) Stadt am adriat. Meer. 2) Stadt in Schottland. 3) Nebenfluß der Donau. 4) Europäische Hauptstadt.
Die obere waagrechte Reihe nennt ein Land in Nordamerika.
Laura Schöller.

Problem Nr. 139.

Von J. Hoff u. G. Rodell.
(Deutsche Wochenschau 1912.)
Schwarz.



A B C D E F G
Weiß.
Mat in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Der Scharade: Wein, Heim, Weinheim.
Des Bilderrätsels: Lebe dem Augenblick und schaffe für die Zukunft.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.